

Das Rätoromanische

Autor(en): **Ulrich, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1895)**

Heft 6

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Rätoromanische.

Von Professor Dr. J. Ulrich.

I.

Gar verschieden waren die Schicksale der lateinischen Sprache in den von Rom unterjochten Gegenden. In Griechenland konnte sie nie festen Fuss fassen; eine höhere Kultur lässt sich nicht überwinden, auch wenn der Träger derselben physisch unterliegt. Nordafrika und Britannien gingen verloren, weil dort die Romanisirung zu wenig intensiv oder von zu kurzer Dauer gewesen war. Interessant ist das Verhalten von Noricum und Rätien. Noricum, dessen Gebiet zwischen dem Inn, der Donau, dem Wiener Wald und den Carnischen Alpen lag, ging im Sturme der slavischen und germanischen Überflutung der Romania verloren, Rätien aber behielt sein allerdings modifizirtes lateinisches Idiom bei. Die Gründe dieses Unterschiedes sind nicht so leicht einzusehen; die Noriker wie die Rätier sind Kelten, die manches von den von ihnen unterworfenen Völkerschaften — wahrscheinlich illyrischen Ursprungs — angenommen hatten; beide Länder wurden von Veteranen verteidigt, die sich mit einheimischen Frauen verheirateten und so ihrer Familie den Stempel des Romanismus aufdrückten; beide Länder wurden leicht romanisirt, wenn auch aus verschiedenen Gründen: die Noriker wurden auf friedlichem Wege annektirt, besaßen also wenig Rückgrat zur Zeit ihrer Einverleibung; von den Rätiern sagt der heilige Hieronymus, sie hätten die Freiheit nicht vermisst, da sie mit Ausnahme weniger Greise nur die Knechtschaft gekannt hätten; war doch nach ihrer Darniederwerfung der Teil ihrer waffenkundigen Mannschaft, der nicht bei der Verteidigung der Heimat gefallen war, aus dem Lande geführt worden. Das romanische Element hatte eben in Rätien öfters Zuzug erfahren und zwar aus Italien, so namentlich, als dessen Bewohner durch die Kämpfe der Byzantiner und Goten schwer zu leiden hatten und sich vor den ger-

manischen Einfällen viele Romanen in die rätischen Berge flüchteten, wie viele Jahrhunderte früher die Etrusker. Ausserdem ist nicht zu vergessen, dass Rätien noch im sechsten Jahrhundert unter römischer Herrschaft stand, d. h. zu einer Zeit, als die Donauebene derselben längst verlustig gegangen war.¹⁾

II.

Das Rätoromanische ist das Volkslatein, das auf dem Boden der alten Rätia, das heisst im heutigen Graubünden, im Tirol und am Saume der lombardischen Ebene gesprochen wurde und wird; gerade wie das Französische, das wir in den Schulen lernen, das Vulgärlateinische im Munde der mit den Franken verschmolzenen Nordgallier ist. Es lässt sich dank der geographischen Konfiguration der Länder, in denen es gesprochen wird, leichter als verschiedene andere romanische Sprachen, bei denen der Übergang von Dialekt zu Dialekt ein allmäliger ist, in drei Gruppen einteilen.

Die erste Abteilung, das Graubündner-Romanisch, reicht vom St. Gotthard bis zur Ortlergruppe und ist das ursprüngliche Idiom von ungefähr 40,000 Menschen. Der Mailänder Professor Ascoli, der das wissenschaftliche Studium dieser Dialekte begann und mit seinen *Saggi Ladini* (1873) zugleich eine neue Epoche der romanischen Sprachwissenschaft eröffnete, teilte sie in folgende Gruppen ein: I. Oberländisch (oder Rheinisch), das einerseits in Obwaldisch (von Disentis, Truns, Brigels u. s. w.), anderseits in Nidwaldisch (Dialekt des Heinzenberges, des Domleschgs, des Schams, des Ober- und Unterhalbsteins, von Filisur und Bergün) zerfällt. II. das Engadinische, das mehr nach literarischen als nach linguistischen Kriterien in Ober- und Unterengadinisch sich scheidet; zu letzterem rechnet man auch den Dialekt des Münstertals.

Die mittlere Abteilung wird von zirka 11,000 Menschen zwischen der Etsch und der Piave gesprochen. Am reinsten, d. h. von venetischen und lombardischen Einflüssen am wenigsten berührt, ist der Dialekt des Grednertals; ihm am nächsten steht der von Oberfascha, der aber schon venetianische Entlehnungen aufweist.

Von fast einer halben Million Menschen wird das Friulanische als Muttersprache gebraucht, denen das Italienische mehr und mehr geläufig wird. Unterdialekte sind da wenige zu entdecken; Prof. Gartner, der diese Dialekte wie die des Tirol in seiner „Rätoromanischen Grammatik“ (Heilbronn 1883) beschrieben hat, unterscheidet Innerfriaul, Carnien und

¹⁾ Vergl. über das historische A. Budinszky, die Ausbreitung der lateinischen Sprache p. 158—169.

Plattfriaul; den eigentlich rätischen Charakter wird Carnien am besten repräsentieren.

III.

Wenn wir nun versuchen, die rätoromanischen Mundarten gegenüber den andern Entwicklungen des Latein zu charakterisieren, so beginnen wir mit den Kriterien, die bei der Einteilung der Sprachen massgebend sind, mit den morphologischen. Denn das unterscheidet die von Franz Bopp begründete Sprachwissenschaft von dem Zusammenstellen von Vokabeln der frühern Jahrhunderte, dass sie bei der Ermittlung der Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen nicht vom Lexikon, sondern von der Grammatik ausgeht und innerhalb der letztern wiederum zunächst von der Flexion, dann der Wortbildung, hierauf der Syntax und erst in letzter Linie von der Lautlehre. So ist das Rumänische eine romanische Sprache, obschon sein Sprachschatz neben lateinischen Elementen slavische, griechische, türkische, albanesische und deutsche Wörter aufweist. Und so zählt das Englische unter die germanischen Sprachen, wenngleich die französischen Bestandteile seines Vokabulars die germanischen überwiegen.

Das Rätoromanische kennt in der Deklination, wie alle romanischen Sprachen mit Ausnahme des Rumänischen, nur einen Normalkasus, der im allgemeinen dem lateinischen Akkusativ entspricht. Doch fehlen auch Spuren des Nominativs, beziehungsweise des Zweikassystems nicht, wie es das Altprovençalische und Altfranzösische aufweist, z. B. *Deis* und *Dieu* (gott), *dis* und *di* (tag); eine Eigentümlichkeit des Obwaldischen ist der sog. Prädikatskasus im Nominativ, während das Attribut den Akkusativ zeigt: *quei kuntí ei bunts* (dieses Messer ist gut), aber in *bien cuntí* (ein gutes messer). An andern Orten unterscheidet man beim Adjektiv noch zwischen Masculinum und Neutrum: *qué kuntí e bun* (dieses messer ist gut), aber: *qué e bien* (das ist gut). Aus dem Nebeneinanderbestehen von Nominativ- und Akkusativformen hat dann die Sprache dem Differenzierungstrieb folgend Nuancierungen der Bedeutung gezogen: *paster* (hirt auf der hochwiese) und *pistur* (hirt auf der talweide), *segner* (gott) und *signur* (herr).

Die Pluralbildung geschieht mit -s, also *engad. chiô* (caput) *chiôs*, *lêder* — *lêders*, (*latro*), *duonna* — *duonnas* (*domina*); doch spielt das ursprüngliche Verhältnis noch oft hinein, z. B. *um* — *umens* (*homo*, *homines*). Mit dem französischen *nonnain* zusammenzuhalten sind die Akkusative *dunaun*, *pitaun* (dazu pl. *dunauns*, *pitauns*); nach *leo* — *leonem* bildete man *domina* — *dominanem*. Eine Eigentümlichkeit teilt das Rätische mit dem Italienischen; die neutra auf -um werden im Plural einerseits den

Maskulinen angeglichen, also eng. *lœ* — *lœs* (ort, orte), anderseits behalten sie ihren alten Pluralis auf -a, also *œss*, *ossa* neben *œss*, und hier stellt sich denn wieder Differenzirung ein, so dass *œss* Knochen, *ossa* aber Gebeine bedeutet; ähnliches haben wir ja auch im Deutschen: ort — orte, örter; wort — worte, wörter.

Als eine Eigentümlichkeit des Adjektivs im Altengadinischen darf erwähnt werden, dass es im Pluralis des *s* entraten kann.

Beim Pronomen sei erwähnt, dass ein dem deutschen „es“ in „es war ein Mann“ entsprechendes *e*, *a* existirt: *el eira ün hum*; im Friaul kommt für „mein“ ein Pluralis *mióś* vor, d. h. an *mió* den Singular wird zunächst nach französischer Weise das Pluralzeichen -s angehängt und an dieses nach italienischem Vorgang *i*, so dass das *s* zu *ś* wird. Interessanter Mittel bedienen sich unsere Mundarten, um die Indefinita zu bilden: *aliquis* wird ersetzt durch *ego non sapio quis*, *unus non sapit quis*.

Wenden wir uns nun dem Verbum zu, so ist zunächst die Umschreibung des Passivs durch *venire* hervorzuheben. Nicht verwunderlich ist, dass das historische Perfekt wie im Französischen nur im literarischen Romansch eine Rolle spielt, im übrigen durch die Umschreibung ersetzt ist, so dass also *habeo amatum* für *amavi* steht. Auch das dem Italienischen entlehnte Futurum *amerò* ist nicht volkstümlich und wird wie im Deutschen durch „ich werde lieben“ vertreten. Der eigentliche rätische Konditionalis ist der Konjunktiv des gemeinromanischen Imperfekts: *purtass* „ich würde tragen“, *vendess* „ich würde verkaufen“, *durmiss* „ich würde schlafen“. Ein paar neue Bildungen gehören bloss einzelnen Gebieten an.

Bei den Endungen ist zunächst zu bemerken, dass in der zweiten Person Singularis zufälligerweise wie im Deutschen durch Suffigirung des Pronomens ein -t angetreten ist; *aus tü hês* „du hast“, *hês tü* „hast du“ ist *tü hêst* geworden.

Wir müssten uns nun der Syntax zuwenden; dieselbe steht aber im Oberland unter dem Einfluss des Deutschen, im Engadin unter dem des Italienischen. Ebenso beschränkt sich Ableitung und Zusammensetzung auf den ererbten Stoff und riskirt nur tastend Neubildungen. Ein Punkt ist für die Psychologie wichtig; auch in den nicht unter dem Einfluss des Deutschen direkt stehenden engadinischen Dialekten werden die zusammengesetzten Verben einfach dekomponirt, also „aufspielen“ in „spielen auf“ *sunêr sü*; umkommen in „kommen um“ *gnir entuorn*; zugehören in „hören zu“ *udir tiers*.

Im Wortschatz sind natürlich die Entlehnungen aus dem Deutschen in verschiedenen Epochen besonders stark. Neben gemeinromanischen Wörtern wie „raub“ scheiden wir wieder solche, die allen rätoromanischen Dialekten gemeinsam sind, wie tschadun „löffel“, das wohl langobardisch ist, und solchen, die dem Graubündner Idiom allein eigentümlich sind, wie piter „bitter“, oder dem sparsamer entlehnenden Tirol, wie poder „arzt“ = bader. Das Friaul hat sonderbarerweise nur ganz wenige slavische Fremdwörter.

Von Lauten hat das Rätische wie die Schwestersprachen das auslautende *m* und *n* eingebüsst; dagegen verblieb ihm im Gegensatz zum Italienischen und Rumänischen, in Übereinstimmung mit den andern das auslautende *s*, als *nos* = *nus*, *vos* = *vus*, *illos* = *l'gs*, *parabolas* = *praulas*. Doch ist das *s* in *nus havains* = *habemus* nur anscheinend das ursprüngliche *s*; denn altengadinisch heisst die Form *havain*, und das *havains* ist aus der Inversion *havain nus* entstanden wie *tü hêst*. Ist so auf dem Gebiete des Konsonantismus das Verbleiben des *s* charakteristisch, so bei den Vokalen der Wandel des *ū* in *ü* im Engadinischen, des *ü* in *i* und *gar* in *e* im Oberländischen, also *unum* — *ün* — *in* — *en*; *flūmen* — *flīm* — *fīm* — *fēm*. Das Rätoromanische stellt sich dadurch zu den galloromanischen Idiomen, also zum Provençalischen, Französischen, Lombardischen u. s. w. Sogenanntes *s impurum* ist in doppelter Beziehung eigenartig behandelt: Einmal wird es wie *š* = deutschem *sch* ausgesprochen wie im Oberdeutschen, also *stare* = *štar* oder *štêr*, *sperantia* = *špronza* oder *špraunza*; dann aber verlangt die Gruppe *st*, *sp*, *sc* im Gegensatz zum Spanischen und Französischen keinen vokalischen Vorschlag: *spatha* wird nicht *espatha*; das Rätoromanische teilt diese Erscheinung mit dem Rumänischen, das ans Slavische grenzt, wie das Rätische ans Deutsche.

Um nun von der verschiedenen Orthographie eine Vorstellung und zu gleicher Zeit eine kleine Sprachprobe zu geben, setze ich das Unser-Vater in oberländischer Form nach Gabriel, in oberengadinischer nach Planta hieher: (cfr. Ulrich, Rätorom. Chrest. I 13; II 64):

1. Bab noss, qual cha ti eis en tschiel.
2. Soing vengig faig tieu num.
3. Tieu raginavel vengig nou tiers.
4. Tia veglia d'aventig en terra, schko fa en tschiel.
5. Niess paun daminchiagy dai á nus oz.
6. Pardunne noss puccaus, schko nus pardunnein á noss culponts.
7. Nus manar buc enten pruvament, mo nus spindre d'ilg mal.

8. Par chei cha tieu ei ilg raginavel, la pussonza, la gliergia, á semper. Amen.

1. Bab nuos qual chi est aint in tschijl.

2. Santifichio saia l'g teis nom.

3. L'g teis ariginam vegnia tiers nus.

4. La tia voeglia dvainta in terra, scho ella fo in tschijl.

5. Do a nus nuos paun d'minchia dij huoz.

6. Parduna á nus nuos d'bits, scho eir nus pardunain á nus debitaduors.

7. Nunn's mner in approvamaint: d'imperse spendra nus dalg mael.

8. Perche l'g teis ais l'g ariginam, la pussaunza, et la gloargia in æterna. Amen.

Es versteht sich von selbst, dass seit dieser Zeit die beiden Dialekte wesentlich auseinandergegangen sind.

IV.

Wenn auch die rätoromanische Literatur nicht einmal mit der portugiesischen oder der rumänischen verglichen werden kann, ist sie doch nicht ganz ohne Interesse.¹⁾ Märchen und Volkslieder hat das alte Rätien ebensogut gehabt wie andere Völker, wenn gleich die engadinischen z. B. erst in unserm Jahrhundert aufgezeichnet wurden. Ihnen reihen sich die historischen Volkslieder von meist geringem poetischem Wert an, die nicht selten aus dem Deutschen übersetzt sind, wie das Tellenlied, das Lied über die Schlacht von Chiavalaina, den Untergang von Plurs. Sogenannte „Contrasti“, wie der Streit zwischen Wein und Wasser, Sommer und Winter, Seele und Körper, begegnen frühzeitig. Chronikartige Aufzeichnungen haben wir über das Kloster Disentis in oberländischem Dialekt, im engadinischen aus dem XVI. Jahrhundert solche, die namentlich kulturhistorisch wichtig sind; daneben beschrieb Johann von Travers den von ihm selbst mitgemachten Müsserkrieg, an den der Veltlinerkrieg Wiezels nicht heranreicht.

Die rätoromanische Literatur Graubündens ist eine Tochter der Reformation, bezw. der Gegenreformation, und so fällt denn bezeichnenderweise die Blüte der engadinischen ins XVI., die der oberländischen ins XVII. Jahrhundert. Es handelte sich für die Reformatoren, zu dem Volke in seiner Sprache zu reden: Bibelübersetzungen, Kirchengesangbücher, Katechismen sind denn auch die ersten engadinischen Denkmäler; der Klassiker des Oberengadinischen ist Bifrun (1560), der Übersetzer

¹⁾ Ein vollständiges Verzeichnis derselben hat Boehmer in seinen Rom. Studien gegeben; reichliche Proben findet man in meiner Rätorum. Chrestomathie. Halle 1882.

des Neuen Testaments, der treffliche Vertreter des unterengadinischen Chiampel (1562), der Bearbeiter der Psalmen. Ihrem Beispiele folgten im Rheintal z. B. Gabriel (1648), Bonifaci (1601); die katholischen Schriftsteller wandten sich mehr der Apologetik, der Bearbeitung von Heiligenleben etc. zu; wir haben aus dieser Gegend auch eine Version von Barlaam und Josaphat und die Beschreibung einer Reise nach Jerusalem.

Den weitaus interessanteste Teil der rätoromanischen Literatur bilden aber die Dramen, die zwischen der religiösen und der Profanliteratur eine Mittelstellung einnehmen. Es sind uns im oberengadinischen Dialekte erhalten: Joseph, Susanna, Hiob, die zehn Alter ganz, Fragmente von Lazarus, den drei Jünglingen im Feuerofen; im unterengadinischen aus etwas späterer Zeit „das Opfer Abrahams“ und endlich im Dialekt von Bergün das Singdrama „Susanna“; die Passionsspiele von Somvix und Lumbrein sind erst später aufgeschrieben worden.

Unser Jahrhundert hat eine Renaissance besonders des Engadinischen gesehen; Dichter wie Flugi, Pallioppi, Caderas, Caratsch haben ganz hübsche Gedichte gemacht, die aber in einer Weltliteratur kaum über das Mass des Mittelmässigen hervorragen würden; das gleiche muss auch von einem jungen Dichter des Cadí, Alphons Tuor, gelten, der sich seit einiger Zeit in eigenen Poesien versucht, nachdem er namentlich Molièresche Stücke adaptirt hatte. Fremde wie Einheimische erforschen Wörterbuch und Grammatik des Rätoromanischen, das nun neben seinen Schwestern einen ebenbürtigen Rang einnimmt; die alten Denkmäler werden in den allgemeinen Zeitschriften für romanische Philologie wie in den „Annalas“ der rätoromanischen Gesellschaft ans Licht gezogen. Lange wird aber die Nachblüte dieser Literatur bei allem Enthusiasmus für die Mumma nicht mehr dauern; das Deutsche dringt unaufhaltsam vor, und ein wohlverstandener Patriotismus wird ihm je länger je weniger in den Weg treten, wie es letzthin mit mehr Hitze als Klugheit versucht wurde.